

Goldene Pfade

ElvenTale

Von abgemeldet

Kapitel 1:

Zweige peitschen mein Gesicht. Mein Blut fließt warm und zäh meine erhitzten Wangen hinab. Trotz der Nachtkälte schwitze ich, nur noch keuchend geht mein Atem. Doch ich kann nicht anhalten, so sehr meine müden Glieder sich dannach sehnen mögen. Ich muss weiter, wenn ich stehen bleibe finden sie mich! Ich kann fast ihren von der Hatz heißen Atem im Genick spüren. Weiter immer weiter, über Wurzeln stolpernd und nach greifenden Ästen schlagend. Ein unsichtbarer Weg führt meinen von Panik durchfluteten Körper immer weiter vorwärts. Hinter mir krachen Zweige als sie durchs Geäst brechen, es hört sich fast an als würden sie ganze Bäume entwurzeln, so laut schallt es durch den Wald. Mein Herzschlag trommelt in unerbarmlichen Rhythmus in meinen Ohren und treibt mich voran. Der Mond bescheint meinen Weg nur spärlich durch das dichte Zweiggewirr über meinem Kopf und mehr als einmal falle ich. Falle, um mich sogleich wieder hoch zu stemmen und weiter zu laufen. Weg, so weit weg wie möglich. Doch mit jeder Minute kommen sie näher. Ich kann ihr gieriges Hecheln hinter mir immer deutlicher hören, immer näher kommen die wartenden Mäuler. Hilfe! Irgendwer, warum hilft mir niemand! In meinem Kopf schreit es. Ich will noch nicht sterben. Nicht jetzt, nicht hier! So hilf mir doch jemand!

Ein Schatten schießt wie ein Pfeil an mir vorbei. Federn streifen fast schmerzhaft meine Wange als der Vogel so dicht an mir vorbei fliegt, dass er mich berührt. Ein Krächzen entringt sich dem schwarzen Schnabel und es klingt wie ein Ruf. Ein Ruf, dem ich folgen soll. Verzweifelt zögere ich nicht einen Moment; ich folge!

Über verschlungene Wege führt mich der Rabe durch den Wald. Längst weiß ich nicht mehr wo ich bin. Die Verfolger scheinen zurück zu fallen und doch renne ich weiter; dem Schwarzgefiederten hinterher. Nach Minuten werde ich langsamer. Hinter mir ist nichts mehr zu hören. Doch bevor ich anhalten kann erschallt der fordernde Ruf des Raben und zieht mich weiter. Ich stolpere immer öfter, meine Kräfte lassen nach und ich muss den Blick oben halten, um den schwarzen Vogel nicht in der Dunkelheit zu verlieren. Vor mir lichtet sich der Wald. Ich stürze einen Abhang hoch auf dem ein Kreis aus dunklen Steinen droht. Monoliten, aufgestellt vor Urzeiten; warnende Wächter in der Vergänglichkeit der Welt. Ich stürze hinein, dem Raben hinterher und mit einem Mal erstrahlt die Luft. Helles Licht durchflutet den Wald. So hell, dass ich die Augen schließen muss. Ein Ruck geht durch meinen Körper. Der Vogel schreit. Ich öffne die Augen und um mich herum ist nichts als Schwärze. Der Wald ist verschwunden, der Hügel, die Monoliten, nichts ist mehr da. Nur noch Dunkelheit und der flatternde Rabe vor mir. Aus schwarzen, seelenlosen Augen blickt er mich an.

Unter mir leuchtet es. Auf dem Boden, zumindest das was ich für den Boden halte, den ich stehe darauf, auch wenn sich die Schwärze nicht unterscheidet, strahlt ein goldenes Licht. Wie ein Pfad zieht er sich durch die Schwärze. Ein Krächzen lenkt meinen Blick nach vorn. Der Vogel ist voraus geflogen und kaum noch in der Finsternis auszumachen. Aus Angst alleine zurück zu bleiben folge ich. Folge immer tiefer in die Finsternis seinen krächzenden Rufen folgen. Der Pfad unter meinen Füßen leuchtet hell, fast blendend und doch ist alles außerhalb in tiefe Schwärze getaucht. Ich stolpere über meine eigenen Füße, bin zu erschöpft um noch einen Schritt zu tun. Jeder Versuch scheitert schon zu Beginn und als ich es aufgebe und völlig erschöpft in mich zusammen sinke bemerke ich, dass ich allein bin. Der Rabe ist fort, keine Feder mehr zu sehen, kein Krächzen mehr zu hören; ich bin allein!

Der Pfad unter mir leuchtet befremdlich und macht mir mehr Angst, als dass er mich beruhigt. Mit zitternden Beinen stehe ich auf. Ich will nicht an diesem Ort bleiben. Ich will fort von hier!

Ich folge dem Weg, weil mir nichts besseres einfällt, doch je weiter ich gehe desto befremdlicher empfinde ich sein Licht und desto mehr stößt es mich ab. Einzig und allein die Furcht vor der Finsternis hält mich noch auf dem goldenen Pfad. Ich laufe bis mich meine Füße nicht mehr tragen, bis mein Körper mir den Dienst versagt. Ich sinke in mich zusammen und bin schon im nächsten Augenblick eingeschlafen umhüllt von goldenem Licht. Schatten wandern am Rand meiner Träume, flüstern mir in ihrer Sprache Dinge ins Ohr, die ich nicht verstehe. Ihre roten Augen glühen vor Hass und Bosheit, doch ihre Worte klingen süß und lockend. Wie tödliches Gift fließen ihre Versprechen und locken mich fort; fort von den Pfaden und hinein in die Finsternis. Die Grenzen zwischen Traum und Wachen verschwimmt, ich kann nicht mehr erkennen wo die Illusion beginnt und die Realität endet. Doch was ist schon Realität an einem Ort wie diesem, der aus Sagen und Mythen entsprungen ist? Hinter dem leuchtenden Pfad liegt das Nichts und nur die schattenhaften Wesen, die hier wandeln sind noch dunkler und lebensfeindlicher als das Nichts. Schon als ich nur zwei Schritte getan habe fühlt es sich an als wäre ich stundenlang gelaufen. Angst holt mich aus meinem Halbwachen zurück und ich wirble herum, doch der Pfad ist verschwunden; nur noch Dunkelheit um mich herum. Ich renne los, gehetzt wie nur Tage zuvor. Waren es wirklich nur Tage? Es könnten auch schon Jahre vergangen sein in dieser verzerrten Welt. So sehr ich auch renne nirgends ist das Leuchten des Weges zu erkennen und die Stimmen sind auch wieder da. Doch nicht so süß und lockend wie zuvor. Sie klingen schneidend und kalt, hämisch und hasserfüllt. Ich renne weiter, bleibe nicht stehen und doch sind die Stimmen ständig um mich herum, beschimpfen und verhöhnen mich, so dass ich mir wünschte noch im Wald zu sein und von den Bestien gejagt zu werden. Sogar zerissen zu werden wäre mir lieber, als diese abscheulichen Stimmen in meinem Kopf zu haben. Mein Mund ist ausgetrocknet und kein Laut kommt mir über die Lippen; nicht einmal gegen die Stimmen anschreien kann ich. Keine Linderung ist mir vergönnt. Nach Stunden vielleicht – ich weiß es nicht – falle ich nieder auf die Knie. Ich kauere mich zusammen, presse die Hände auf die Ohren und versuche nichts mehr zu hören, aber die Stimmen hallen in meinem Kopf wieder und lachen über meine Torheit. Tränen laufen mir über die Wangen und pure Verzweiflung befällt mich. Die Schatten zeigen mir Bilder, Bilder die sich sowieso schon in mein Gehirn gebrannt haben und doch ist jede Wiederholung umso schmerzhafter. Brennende Strohdächer, einstürzende Häuser, schreiende Menschen, dazwischen die Bestien auf ihren Pferden, die gekrümmten Säbel rot glänzend vom Blut der Männer. Das heisere Lachen aus ihren Kehlen, wenn sie eine der Frauen erwischen und das

panische Kreischen der Gefangenen. Ich bin wieder im Wald, wo peitschende Äste versuchen mich aufzuhalten und zwei der Bestien hinter mir durchs Unterholz brechen. Ein stummer Schrei entfährt meiner zugeschnürten Kehle und die Schatten scheinen es zu genießen. Ich kauere mich zusammen und schließe die Augen und versuche alles auszusperrn.

Endlos sehe ich die Bilder, ob ich schlafe oder wache. Meine Tränen sind längst versiegt, doch mein Herz blutet weiter. Ich rühre mich nicht mehr. Ich habe nicht mehr die Kraft auch nur einen Schritt zu tun, nichts außer den Schreckensvisionen gibt es noch. Die Zeit verrinnt unaufhaltsam; ein Moment fühlt sich an wie Stunden, Tage und Wochen vergehen mit einem Wimpernschlag. Ich sitze hier schon eine Ewigkeit. Die Schatten schleichen um mich herum, wie um ein Festmahl, bei dem keiner sich traut es als erstes anzurühren. Doch sie weiden sich an meiner Verzweiflung und meinem Schmerz. Sie saugen sich damit voll und wollen immer mehr. Müde schließe ich die Augen und hoffe dieses Mal in die wahre Dunkelheit zu gelangen, mein Leben her zu geben und endlich Frieden zu finden. Doch ein Leuchten stört mich. Trotz geschlossener Augen ist es da, vertreibt die Schreckensbilder und tröstet mich. Meine Augenlieder heben sich nur schwer, ich bin alles überdrüssig, da stupst etwas gegen meine Wange, sanft, aufmunternd und feucht. Eine Stimme dringt durch mich, still wie ein Spätsommerwald und genauso heimlich. Erneut ein Stupsen, dringlicher dieses Mal, ein leises Winseln und ich öffne meine Augen. Vor mir sitzt ein Wolf mit schneeweißem Pelz, der in dieser Finsternis zu leuchten scheint. Das dichte Fell bewegt sich in einem unnatürlichen Wind und ist wunderbar warm wie das Tier sich an mich schmiegt. Er tritt einen Schritt zurück und Blick mich aus bernsteinfarbenen, intelligenten Augen an. Sein Blick fordert mich auf mit ihm zu gehen. Nur zögernd bewege ich meine Glieder, es scheint so ungewohnt und schwierig. Doch geduldig wartet das schöne Tier und blickt mich ermutigend an. Die Schatten um uns herum fauchen wütend, doch sie trauen sich nicht näher heran. Als ich stehe wartet der Wolf noch einen Moment und trottet dann los. Erschrocken stolpere ich vorwärts. Die Angst, dass er mich zurück lässt ist unerträglich. Mein Stolpern lässt das große Tier inne halten und zurück blicken. Geduldig wartet es bis ich neben ihm stehe und läuft dann erst wieder los, wobei er sich dicht an meiner Seite hält. Während ich neben ihm her laufe bemerke ich, dass er wirklich ein ausgesprochen großes Tier ist. Ich bin keine kleine Frau und dennoch reicht er mir ohne Probleme bis zur Taille. Immer wieder blicken seine intelligenten Augen zu mir hoch und scheinen mich beruhigen zu wollen; sie leuchten fast so wie die Pfade aus Licht. Mit einem Mal beschleunigt das Tier seine Schritte und ich muss anfangen zu laufen um seinem Trott mitzuhalten. Ein Knurren dringt aus seiner Kehle, tief und bedrohlich, doch es gilt nicht mehr. Vor uns herrscht dichte Dunkelheit, noch schwärzer als die Umgebung; die Schatten sind wieder da und sie haben sich vor uns aufgebaut als wollten sie uns den Weg versperren. Hinter ihnen sehe ich zum ersten Mal seit Ewigkeiten die leuchtenden Pfade wieder. Ein Gedanke schießt mir durch den Kopf: Dort sind wir sicher! Wie ein Mondstrahl schießt der Wolf nach vorne; taucht mitten in die Schatten ein, die auseinander fahren wie ein Schwarm Vögel und ich renne; renne mitten hindurch. Einer der Schatten berührt mich und es ist als wäre ich in einen eiskalten See gestürzt. Die Kälte brennt auf meiner Haut und ich spüre den Hass und die Wut, die diese Kreatur darüber empfindet, dass ihre Beute entkommt. Ich reiße mich von den finsternen Gedanken los und erreiche keuchend den goldenen Pfad. Ich fahre herum; der Wolf kämpft immer noch in den Schatten. Seine Kiefer zerreißen schwarzen Nebel, seine Klauen graben sich durch rauchige Körper. Blut fließt über das weiße Fell und färbt es rot. Angst durchfährt mich, Angst, die ich

schon lange nicht mehr gefühlt habe und ein Schrei entringt sich meinem Mund. Ein Laut purer Verzweiflung und Furcht. Für einen Moment halten die Schatten inne, die Ohren des Wolfes zucken. Der Wunsch meinen Retter zu retten wird zu weiß glühendem Licht und fährt wie ein Blitz durch die Dunkelheit. Die Schatten kreischen vor Schmerz und vergehen mit dem Licht. Ungläubig blicke ich in die Dunkelheit, die mit einem Mal völlig leer erscheint. Nur der weiße Wolf schleppt sich erschöpft und blutend heran. Er lehnt sich dankbar in meine Umarmung und mir ist als wäre ich wieder daheim vor Mutters Feuer im Kreise des Dorfes. Doch der Gedanke verfligt rasch als sie das Tier wieder erhebt und beginnt dem goldenen Pfad zu folgen. Dieses Mal gehen wir langsamer, Seite an Seite schreiten wir im Licht.

Ohne Vorwarnung erscheint mit einem Augenschlag ein Tor. Mitten auf dem Pfad spannt sich der schmucklose, steinerne Torbogen und der Durchgang schimmert wie vielfarbiges Wasser. Zögernd halt ich an, doch mein Begleiter stößt mir sanft in die Kniekehlen und ich spüre das es ungefährlich ist. Mit zitternden Fingern berührt ich die wellende Oberfläche und spüre wie es mich hindurchzieht. Ich schließ die Augen und trete entschlossen nach vorn. Das erst was ich spüre ist Wind, der mir das Haar zerzaust und einen frischen Geruch mit sich bringt. Der weiche, feste Körper des Wolfs drückt sich beruhigend an meine Seite und ich öffne langsam die Augen. Ich stehe auf eine Lichtung eingesäumt von mehreren kniehohen Steinen und einem komplizierten Muster auf dem Boden. Die tür hinter mir ist verschwunden, dafür steht ein hochgewachsener Mann vor mir mit feinen, fremdartigen Gesichtszügen. Seine langen, tiefschwarzen Haare sind im Nacken mit einem Band zusammen gebunden und unter den herausgerutschten Fransen blicken sie zwei freundliche, grüne Augen an. Seine Kleidung besteht aus feinem Leder und festen Stoffen, alle in Grün- und Brauntönen gehalten. "Seid willkommen, mirath'nir. Seid willkommen in Dalshar", seine Stimme tönt tief und voll. Er verbeugt sich tief und elegant vor mir. Ich spüre wie mir das Blut in die Wangen schießt und sinke in einen nicht halb so eleganten Knicks. Er tritt auf mich zu und streckt mir die Hand entgegen und ich kann nichts anderes als sie zu ergreifen. Er hat große, warme Hände, die erstaunlich weich sind trotz seines festen Griffs. "Ihr habt lange gebraucht", verständnislos blicke ich ihn an bis ich bemerke, dass er das Wort nicht an mich sondern an den Wolf gerichtet hat, "es scheint als hättet ihr einige Schwierigkeiten auf eurer Reise gehabt." Diese Worte gelten nun auch wieder mir und es scheint fast als wüsste er was alles geschehen ist. "Verzeiht mein ungebührliches Verhalten, ich habe vergessen mich vorzustellen." Er geht auf ein Knie hinunter, die rechte Hand legt er aufs Herz und hält in der linken die meine: "Mein Name ist Somiel, vom Stamme der Njav'we, vom Geschlecht der Albenkinder." Mir stockt der Atem, wie alle Mädchen habe ich verträumt von den Geschichten des magischen Volkes gelauscht und mit immer gewünscht einmal einen des schönen Volkes zu treffen, doch das waren Mädchenträume, die das Leben erleichtern und mit dem Erwachsenwerden verfliegen. Er erhebt sich wieder und blickt auf mich hinab. Seine Augen spiegeln das Grün des Waldes wieder und ziehen mich an. Ich kann meine Blick nicht von ihm wenden und wie in Trance formt mein Mund schwerfällig eine Antwort: "Ashar el'Vara aus Morensritt." "Ich weiß", ein warmes Lächeln breitet sich über sein Gesicht aus und mit einem Mal erscheint er nicht wie der junge Mann von gerade eben sondern fremd und uralte.